

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 74 (1987)
Heft: 6: Sich in der Masse feiern = Se fêter soi-même dans la foule = A
neutral celebration of self and crowd

Buchbesprechung: Leben mit den schönen Dingen : Anpassung und Eigensinn im Alltag
des Wohnens [Gert Selle, Jutta Boehe]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

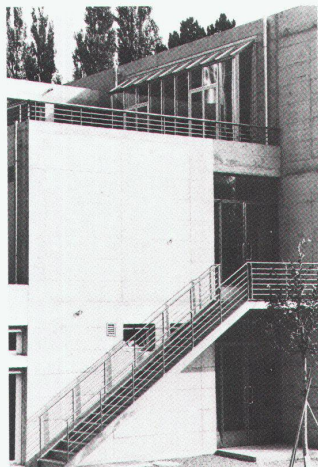
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

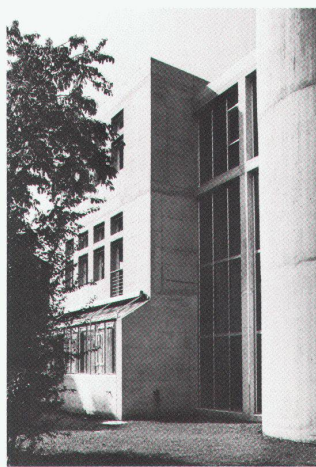
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

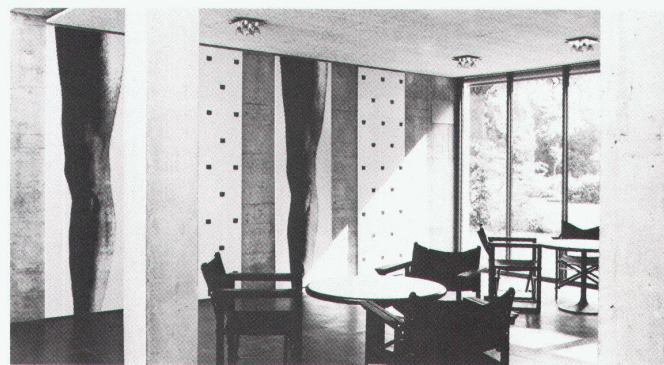
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



8



9



10

aufnehmen. Und die Durchbrüche in den kompakten Aussenmauern sowie die grossen Verglasungen, die Oberlichter oder die strukturellen Anbauten der Treppen sind lediglich Ergänzungen zu diesen funktionellen Bestimmungsorten.

Die Architektur steht also durch ihre Objektivität und die formale Zurückhaltung der trockenen Manier von Loos näher als der reichhaltigen von Le Corbusier; sie wird bekräftigt durch die Verwendung von nur zwei in Erscheinung tretenden Materialien, welche beide ohne Inszenierungen der Details oder Dekorationen angewendet werden: der Stahlbeton für die Mauern, Metall für die Türen und Fenster. Diese Treue zum Bild des «Objektes» wird leider am Berührungsort mit dem Bo-

den abgeschwächt: dort, wo sich nämlich das Volumen in die auskragenden Teile der Verglasungen ausweitet, anstatt sich in einem geometrischen festen Körper zu verschliessen. Die Absicht, einen formalen und räumlichen Reichtum durch die paradoxe Einschränkung der Ausdrucksmittel zu erreichen, wird zum architektonischen Thema. Die Architektur ohne Künstlichkeit und ohne jede formale Dekoration nimmt spezifische Werte an im Moment ihrer Beziehung zu den Aussenräumen und zu deren organischem Charakter. Ein Gedanke, der durch die Wahl der Kunstwerke unterstrichen wird. Sie sind Balthasar Burkhard und Niele Toroni zu verdanken: grosse Oberflächen, die von Zeichen und Gigantographien aufgelöst werden und die das Thema der Wahrnehmung bis zu deren extremster Bedeutung führen.

Paolo Fumagalli

Vom Gebrauchswert der schönen Dinge

Gert Selle, Jutta Boehe: *Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens, Reinbek bei Hamburg 1986*

Wer kennt nicht das prickelnde Bad im schlechten Geschmack der andern? Den wohligen Schauer im fremden Wohnzimmer, der jeden Höflichkeitsbesuch sofort zum Sozialtourismus aufwertet? Das ästhetische Pharisäertum, das noch so gerne nach den kleinen Scheusslichkeiten der Zöllner Ausschau hält?

Eigentlich merkwürdig: Alles Wissen um die Mechanismen soziokultureller Abgrenzung schützt nicht vor deren Fallen. Im Gegenteil – der Zwang zur permanenten Distinktion, dessen erhellendste Beschreibung wir zweifellos Bourdieu¹ verdanken, scheint zu den Konstanten unseres Umgangs mit kulturellen Produkten zu gehören.

Deshalb steckt selbst hinter der scheinbaren Permissivität, mit der wir den bösen Blick auf die «Kultur der Normalität»² mitunter zu tarnen versuchen, ein altes, wohlvertrautes Problem.

Schon seit den Anfängen industrieller Massenproduktion haben sich alle, die Gestaltung in Theorie und Praxis nicht nur als Beruf, sondern gleich als Berufung betrieben, mit ihrem erzieherischen Anspruch schwergetan. Zumindest die neuere Designgeschichte verläuft denn auch entlang eines bezeichnenden Konflikts. In ihm treffen die Ideale einer Ästhetik, die ihre Werte vorzugsweise über die Gegenstände des täglichen Gebrauchs und deren sorgfältig konzipierte, zumeist von Überschwang, Erzählfreude und Sperrigkeit gründlich gesäuberte Form zu setzen versucht, auf die gegen Kolonialisierungsversuche offenbar immunen Wirklichkeit. Ein ungleicher Kampf, in dem der Gewinner von vornherein feststand; heute zeugt jedes Warenhaus, jede Wohnung, jeder mit Rückzugsnischen besetzte Arbeitsplatz vom Scheitern der Bilderstürmer.

Kapitulation tut weh. Erst recht dann, wenn sie keine sein müsste. Absurderweise aber wird immer wieder und aus verschiedensten Motiven eine Zeit beschworen, die es nie gab. Jene goldene Zeit beispielsweise, in welcher – lange vor der Erfin-

dung des Markenartikels – der Name die Dinge derart beim Zweck gepackt habe, «so dass sie taten, wie sie hieszen. Die Säge sägte, und die Feile feilte.»³ Und, so dürfen wir vermuten, der Himmel himmelte seinen Segen dazu – als ob sich über eine begriffsrealistische Argumentation das komplexe Netz von Gefühlsbeziehungen negieren liesse, das notwendigerweise über die symbolischen und eben nicht die zweckfunktionalen Qualitäten auch der einfachsten Gegenstände geknüpft wird.

Zu Recht also mangelt es der Lieblingsidee fortschrittlicher Gestalter, ihre Anstrengungen garantierten automatisch die Einlösung eines letztlich aufklärerischen Programms, zusehends an positivem Feedback. Selbst die reflektierteste, feinsinnigste gestalterische Leistung erweist sich gegenwärtig als nur mehr eines unter zahllosen Angeboten mit beschränkter Gültigkeit. Zum grossen Katzenjammer allerdings besteht kein Anlass – wo die missionarische Last entfällt, sehen wir uns erst recht herausgefordert.

Die überwältigende Präsenz des Gewöhnlichen und des zum Gewöhnlichen Gewordenen, des anscheinend regellos Vorhandenen, verlangt somit nach neuen ästhetischen Positionen von einiger Tragfähigkeit. Dabei wissen wir – entgegen der Maxime vorschnell verstandener Postmoderne – bereits, dass gar manches *nicht* geht. Die warenästhetische Verteufelung der Massenkultur hilft uns zur Ausdifferenzierung des gestalterischen Selbstverständnisses ebensowenig wie die kritiklose Hinnahme oder, als Variante, die immer beliebtere Exotisierung des Alltags.

In diesem Zusammenhang nun steht ein wichtiges, vor kurzem erschienen Buch, das Gert Selle und Jutta Boehe geschrieben haben. «*Leben mit den schönen Dingen*»⁴ handelt – so der Untertitel – von «Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens»; es untersucht den Umgang mit jener Lebenssphäre, die sicher am weitestgehenden nach eigenen, privaten Vorstellungen und im individuellen Zugriff auf ein riesiges Angebot an Produkten und Planungsvorgaben gestaltet wird. Im Gegensatz zu herkömmlichen Studien dieser Art aber kommt hier gewissermassen die «andere» Seite zu Wort: die Konsumenten, die Nutzer, die unprofessionellen Experten für häusliches Wohlbefinden und Glück.

Die Grundthese solcher Optik formulieren Selle/Boehe schon

8 9
Detailansichten des Werkhauses

10
Aufenthaltsraum im Mehrzweckgebäude

gleich zu Beginn ihres Vorworts. Die «Masse der Gebraucher», heisst es dort, habe sich «unter den Produkten, die es in grosser Vielfalt und Unbedenklichkeit neben jenen gibt, die für kulturell bedeutsam erklärt werden – weil sie als zweck-angemessen, schön und verantwortungsvoll gestaltet gelten –, (...) immer das angeblich Falsche so zielsicher ausgesucht, als hätte sie dies mit dem richtigen Gespür für das eigene Interesse getan». (S. 7.)

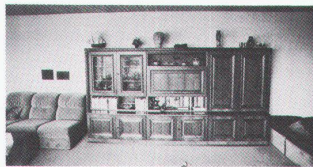
Das eigene Interesse: der offensichtlichen und mitunter verwirrenden Vielfalt von Möbeln oder Geräten, in denen und mit denen sich Lebensgeschichten vergegenständlichen, wird ein sinnvoll handlungsleitendes Prinzip unterstellt. Dieses Prinzip aber entschlüpft gerade durch seine Koppelung an die je persönliche Interessenlage jeder normativen Systematisierung. «Es gibt keinen für alle verbindlichen Leitwert des kulturellen Gebrauchs.» (S. 259.) Positiv gesehen setzen Selle/Boehe auf ein explizites «Beharrungsvermögen in den Kulturen, das die Stabilität des Ästhetischen verbürgt und umgekehrt im Ästhetischen das Bleibende erwartet. «Falsch» und «richtig» werden dabei zu schwankenden, widersprüchlichen Kategorien.» (S. 259.) Solcher Widersprüchlichkeit aber vermag grundsätzlich keine der Vorstellungen gerecht zu werden, welche vermittelt Design so etwas wie Volkspädagogik betreiben möchten – mit welchen Zielen auch immer.

Nichts weniger als «die Vorarbeit zu einer Theorie des Gebrauchs» (S. 254) soll die Untersuchung leisten. Vorarbeit deshalb, weil der Hauptteil des Buches aus drei Fallstudien besteht; die grundsätzlichen Überlegungen, die dieses empirische Material hinterfangen, lesen sich jedoch mit mindestens ebenso grossem Gewinn.

Zusammen mit drei Ehepaaren mittleren Alters, allesamt Eigenheimbesitzer in gesicherter sozialer Stellung, erkunden Selle/Boehe hinter Formgestalt und praktischem Nutzen den eigentlichen, umfassend verstandenen Gebrauchswert der Dinge. Warum schafft Frau S. es nur in Ausnahmefällen, ästhetisch zweifelhafte Objekte wegzuerwerfen, wenn sie von Hand gefertigt sind? Was hat Herrn S. dazu bewegt, eine Sammlung von Fotoapparaten anzulegen? Und wieso findet sich im Haushalt der Familie Z. zwischen zeitloser Mainstream-Moderne, Ikea-Solidität und vereinzelt Antiquitäten eine



1



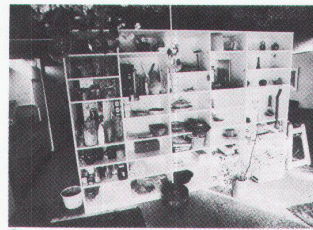
2

eingeständenermassen «nach dem Aussehen (...), nach dem Design» (S. 135) gekaufte Musikanlage von Braun?

Schwierige Fragen – schliesslich visieren sie die ineinander verflochtenen Muster individuellen wie gesellschaftlich gebundenen Handelns an, die hinter den Beziehungen zu einem Objekt und der entsprechenden Aneignungsgeschichte stehen. Schwierig auch deshalb, weil hier in einen Bereich nicht deklarierter Intimität eingedrungen wird. Nicht zufällig haben Selle/Boehe vorerst mit Paaren gearbeitet, die sie offenbar gut kannten, und haben ihre fotografischen Erhebungen und die ausführlichen Interviews auch unter ethnomethodologischen Gesichtspunkten geplant.

Die Sorgfalt hat sich gelohnt. Über das mehrschichtige Instrumentarium solcher Annäherung wird eine rundum plausible Lebenspraxis fassbar, an der jedes Designdiktat abgeleitet – abgeleitet muss. Statt dessen besteht sie auf dem Wankelmut des eigenen Geschmacks und gewinnt gerade aus der Heterogenität ihrer privaten Dingwelten durchaus verlässliche Orientierungshilfen für kulturelle Prozesse jedwelcher Art.

«Dinge sind eben nicht nur Sachen, sie enthalten handfeste Interpretationen, dingfeste Erfahrung. In ihrem Besitz und Gebrauch entwickeln sich Formen von Beständigkeit und individueller Bedeutung; dafür können die Dinge wenig, die Gebraucher hingegen viel oder alles;



3



4



5

denn sie sind es, die damit umgehen.» (S. 42.)

Die wenigen Hinweise müssen genügen – das Buch ist ohnehin Pflichtlektüre. Natürlich hat es auch seine Schwächen; des öfters geraten die Interviewer an die Grenze des psychoanalytischen Dilettantismus, und ihre Interpretationen kämpfen mit unergiebigem Detailklauberei. Auch verleitet die akribische Darlegung des Erkenntnisganges, der sich Selle/Boehe zum Ausweis der eigenen Legitimation verpflichtet fühlen, mitunter zu pfarrerhaft anmutender Gewissensforschung sowie einer Reihe von Wiederholungen.

Aber: Diese Schwierigkeiten sind nicht zuletzt eine Reaktion auf die selbstsichere Patzigkeit, mit der üblicherweise der Konsument als Objekt professioneller Gestaltung traktiert wird. Die Überlegungen, die ihm in dieser Funktion gelten, zeichnen das Robotbild einer unmündigen, gesichtslosen Kunstfigur; seine realen Gewohnheiten und Bedürfnisse interessieren allenfalls im Zusammenhang konkreter Marktforschung.

Wo Selbstsicherheit Überheb-

lichkeit atmet, sitzt ihr die Angst im Nacken. Es gebe, vermerken der Kunsterzieher Selle, der als Professor in Oldenburg wirkt, und die bei Radio Bremen arbeitende Theaterwissenschaftlerin Boehe pauschal, aber gewiss nicht falsch, zwischen «den Strängen der kritischen, der funktionalistischen, der traditionalistischen, der zynischen und der nackten Designtheorien (...) eine auffallende Gemeinsamkeit: die Negation des Gebrauchers als Subjekt.» (S. 257.) Diese Negation bildet – so unterschiedlich ihr Hintergrund sein mag – den Sockel für jenen denkfaulen Heroismus, der Gestaltung in letztlich traditionelle künstlerische Prämissen zwingt.

Es steht uns deshalb ein schwieriges Geschäft bevor. Wir werden immer mehr versuchen müssen, so etwas wie ästhetische Feldforschung zu betreiben, bei den Adressaten, im Hier und Jetzt, um überhaupt mit Berechtigung über die Ansprüche sinnvoller, verantwortungsbewusster Gestaltung nachdenken zu können. Und diese Feldforschung hätte gleichzeitig wiederum kritische Ansätze zu entwickeln, denn mit der positivistischen Auflistung vorgefundener Realitäten ist es natürlich nicht getan.

Gert Selle und Jutta Boehe machen auch daraus kein Hehl – die Fragen, die sie in dieser Richtung offengelassen haben, stecken einen ganzen Katalog weiterer Themenfelder ab. Die Suche nach dem Faden, der allenfalls aus dem Labyrinth der verstatelten Beliebigkeiten herauszuführen vermag, verlangt nach nichts weniger als gescheiter, beharrlicher Kleinarbeit.

Martin Heller

Anmerkungen

- 1 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982.
- 2 Nach Udo Ropohl: Kultur der Normalität: Vier Porträts, Typoskript, Berlin 1985.
- 3 Isolde Schaad: Der Ungebrauchsgegenstand. In: «Wochenzeitung», Nr. 4, 23. Januar 1987.
- 4 Gert Selle, Jutta Boehe: Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens, Reinbek bei Hamburg 1986. Alle im Text vermerkten Seitenangaben beziehen sich auf diese Publikation.

1-5

«Leben mit den schönen Dingen»: keine verbindlichen Leitwerte des kulturellen Gebrauchs (fotografische Erhebungen von Selle und Boehe)